

„Sie meinen, ob ich immer zu essen habe, wenn Goureau mir nichts gibt?“

Die Stimme war ebenso tief wie die Augen. Das schnell gesprochene Französisch verwirrte Stone, so daß er den Inhalt der Worte nicht erfaßte.

„Nein, das habe ich nicht, Monsieur, was tut's?“

„Sie sind doch aber jung“, sagte er und betrachtete mitleidig die rissigen Fingernägel, „haben das ganze Leben vor sich.“

„Sie irren, Monsieur, ich habe mein ganzes Leben hinter mir.“

„Sie können doch unmöglich glauben, daß das Leben Ihnen nichts zu bieten hat?“

„Es bietet mir eines. Ich warte auf ihn.“

„So warten Sie auf den Tod!“

„Mit ihm ist er das Leben.“

Es entstand eine Pause. Ein Streichholz fuhr schnell über die Tischplatte, ihre Lippen schlossen sich über der ewigen Zigarette.

Plötzlich kam es Stone zu Bewußtsein, daß er eine Mission habe — das Mädchen vor sich selber zu retten — diesen Bann der Erinnerung zu brechen, ehe er sie zum Selbstmord oder in die Irrenanstalt trieb.

Sie hob das Glas und trank dem leeren Stuhle zu, in den Augen ein unheimliches Licht.

„Mademoiselle, würden Sie mir die Freude machen, morgen mit mir zu speisen?“

Sie richtete sich auf. Ihr Gesicht wurde starr und hart.

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen“, ergänzte er. Eine plötzliche Erleuchtung kam ihm. „Ich bin fremd in Paris — bin einsam wie Sie.“

„Ich speise — nur mit einem“, sagte sie leise.

Am nächsten Abend fürchtete er, daß sie nicht kommen würde. Sie kam spät. Er speiste am nächsten Tisch, dann rückte er den Stuhl an ihren. Von Zeit zu Zeit redete sie, doch war die Stimmung des vorigen Abends verflogen. Der leere Stuhl schien sie so zu fesseln, daß Stone gegen das Gefühl ankämpfen mußte, er sei wirklich besetzt. Nach beendigter Mahlzeit erhob sie sich. Ohne einen Blick oder ein Wort für ihn verließ sie das Restaurant.

Martin Stone schlief nicht viel in diesen Nächten. Er suchte nach einer sicheren Zukunft für das Mädchen. Während der seltsamen Mahlzeiten mit ihr und dem leeren Stuhl brachte er sie dazu, von der Vergangenheit unpersönlich zu sprechen, aber nie fiel ein Wort über ihre gegenseitigen Beziehungen.

Das nächste Mal, als er neben ihr saß, brachte er zur Sprache, was ihm am Herzen lag:

„Mademoiselle, haben Sie jemals daran gedacht, nach New York zu gehen?“

„New York?“ wiederholte sie abwesend, „mein Raoul und ich, hofften eines Tages —“, sie brach ab und sann...

„Sagen Sie, Monsieur, sind dort alle Leute reich? Sind Sie reich?“

Er lächelte. Das war doch endlich ein Gesprächsthema! „Mir gehört eines der schönsten Geschäfte der Stadt. Modiste — couturière“, erklärte er. „Ich würde Sie gern dorthin mitnehmen, Mademoiselle. Sie müssen mich nicht mißverstehen. Sie würden meine schönen Kleider tragen. Als Modell.“

„Ich?“ Zum ersten Mal lächelte sie. „Ich bin doch aber häßlich.“

„Sie sind apart, das ist heutzutage mehr als schön. Wollen Sie mitkommen?“

Das Lächeln verschwand. „Ich gehöre hierher.“

„Kommen Sie auf kurze Zeit, um zu sehen, wie es Ihnen gefällt. Nehmen Sie mit, wen Sie wollen, ich besorge Schiffskarten für zwei und trage alle Kosten.“

„Aber, Monsieur, warum —“

„In erster Linie, um Ihnen eine Gelegenheit zu geben, eine andere Welt zu sehen. Ich will Sie überzeugen, daß es sich lohnt, zu leben. Sie werden in angenehmer Umgebung Geld verdienen — viel Geld. Fünfzig Dollar die Woche.“

Sie starrte ihn an. Die Augenschlitze wurden größer.

„Gefällt es Ihnen nicht, so können Sie jederzeit nach Paris zurück.“

Sie sagte nichts. Ihre Augen irrten in die Richtung des leeren Stuhls. Zu seiner Freude wandten sie sich ihm wieder zu.

„Ihr Vorschlag ist gut. Jetzt kann ich mich aber nicht entschließen.“

„Nehmen Sie sich Bedenkzeit, ich fahre erst in vierzehn Tagen.“

„Ich will Ihnen vor Sonnabend Bescheid sagen, Monsieur.“